

Abend-



Zeitung.

Vierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Sechster Jahrgang.

N^o 1.

Donnerstag, den 3. Juli.

1856.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; ein dazu gehöriges Literaturblatt wird von Zeit zu Zeit ausgegeben. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Einleitung.

Mit Beginn eines neuen Abschnittes — so pflegt es bei periodischen Schriften die Sitte mit sich zu bringen — sprechen sich die Leiter eines Blattes den Lesern, dem Publikum gegenüber über das, was in verflorner Zeit geboten ward, über das, was in Zukunft in Aussicht steht, aus. — Die „Abend-Zeitung“ jedoch hat es seit beinahe anderthalb Jahren unterlassen, etwas anderes als eine einfache Notiz über ihre erfolgende Fortsetzung, nebst einem freundlichen Gruß an alle diejenigen, die Theilnahme schenkten und bewahrten, bei dieser Gelegenheit zu geben.

Der Grund davon ist ein naheliegender. Verhältnisse, deren Auseinandersetzung hier schwerlich am Platze sein dürfte, haben seit einem Jahrzehnt der „Abend-Zeitung“ so mannichfache, so öftere Wandlungen gebracht, und mit diesen Wandlungen natürlich auch jedesmal neue Prospekte, neue Versprechungen, neue Gesichtspunkte, — daß es bei Beginn des gegenwärtigen Verhältnisses im Februar vorigen Jahres allen denjenigen, die näher betheiligte waren, mißlich erscheinen mußte, abermals Programme zu erlassen. Es wurde daher vorgezogen, stillschweigend diese neueste Folge der alten „Abend-Zeitung“ zu beginnen, und durch den Inhalt selbst den Lesern womöglich den erstrebten Aufschwung erkennen zu lassen. —

Zu entscheiden wie weit es gelungen ist dieses Ziel zu erreichen, — steht den Hauptmitarbeitern des Blattes, in deren Namen der Unterzeichnete spricht, nicht zu. — Die Aufgabe der „Abend-Zeitung“ war vor allem, Theilnahme am Kunstleben der Gegenwart zu erwecken. Theils in selbstständigen mitgetheilten Productionen, theils in Anregung aller Art, in fortwährender Hinweisung auf die erfreulichen ernsteren Bestrebungen der Kunstwelt, wurde dieser Grundgedanke verfolgt. Ebenso wie in den „Poesiebriefen“, in den „Briefen aus Weimar“, in den regelmäßigen Correspondenzen als in dem Feuilleton des Blattes ist er zu erkennen. Wenn die vorhandenen Kräfte nicht überall ausgereicht haben in jeder Beziehung dieser würdigen Aufgabe volles Genüge zu leisten, so dürfen wir wenigstens hoffen, daß sie nie

und nirgend völlig außer Augen gelassen wurde. Mehr und mehr zur Erreichung des angestrebten Zieles beizutragen, wird immer das Hauptaugenmerk der Zeitschrift bleiben.

Es ist in diesem Sinne wie in jedem andern uns eine hohe Freude, mit dem nachstehenden Artikel eines der größten Künstler, eines der genialsten Männer der Gegenwart, mit dem „Dornröschen“ von Franz List den neuen Band der „Abend-Zeitung“ eröffnen zu können. — Da außerdem so anerkannte Dichter-Namen wie die Hoffmanns von Fallersleben, Adolf Bubes, so hoffnungreiche poetische Kräfte wie Adolf Dörr, Wilhelm Genast, Eilfried von Taura, Moriz Horn, (der zu den beständigsten Mitarbeitern des Blattes zählt, und auch fernerhin zählen wird) wie Julius Schanz, Anna Löhn, — da anerkannte Erzähler wie Josef Rankl, Ernst Frize, M. Solitaire, dem Blatte ihre Theilnahme geschenkt und auch fernerhin verbürgt haben, da unser geistreicher Mitarbeiter Richard Pohl, (Jean Richard,) für regelmäßige Betheiligung sowohl am ästhetischen als poetischen Theile des Blattes interessiert wurde, da endlich zahlreiche neue Kräfte, besonders für das Feuilleton, ihre Mitwirkung zugesagt haben, dürfen wir vielleicht hoffen unsrer Aufgabe mehr und mehr näher zu kommen.

Wenn daher unser Bestreben, den Lesern ebensowohl in novellistischer und poetischer Production Unterhaltung, als in dem zu erweiternden populair wissenschaftlichen Theile (historische, naturwissenschaftliche und Reiseskizzen) Belehrung, endlich im ästhetischen Theil und im Feuilleton Anregung zur Theilnahme an der Poesie, an der Musik wie an den bildenden Künsten zu bieten, auch fernerhin vom gebildeten Publikum freundlich günstig aufgenommen wird, so hoffen wir soll diese Einleitung nicht bloß für diese, sondern auch für viele neue Folgen der in Jahren alten, in ihrer Aufgabe verjüngten „Abend-Zeitung“ gelten.

Im Juni 1856.

Namens der Redaction:
Adolf Stern.

Dornröschen.

Genast's Gedicht, Raff's Musik.

Von

Franz List.

Zuerst das Märchen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die sich sehr lieb hatten; sie waren glücklich, aber der Himmel schenkte ihnen keine Kinder. Sie sehnten sich sehr danach, doch erst nach langen Jahren wurde ihr Wunsch erhört. Groß war ihre Freude, als sie sich endlich der Hoffnung hingeben durften. Da sie aber bei schon vorgerücktem Alter kaum erwarten konnten, daß die Königin nach diesem Kinde noch andere gebären würde, beschloß der König, daß nichts außer Acht gelassen werden sollte, um dem in Aussicht stehenden Erben seines Reiches, sei es nun ein Prinz oder eine Prinzessin, alle nur erdenklichen Vorzüge anzueignen. Als ein sehr guter König trug er über sein Grab hinaus Sorge um das Wohl seiner Unterthanen; nebenbei wollte er auch jegliches Murren verhüten, wenn er im Falle, daß die Königin keinen Knaben zur Welt bringen werde, seine Staaten einer Tochter hinterließe. Man traf also im Voraus alle nöthigen Maßregeln, um alle Feen der Nachbarschaft zur Kindtaufe einzuladen, damit sie das Kind mit den verschiedensten Gaben belehnen möchten. Man bereitete ihnen den stattlichsten Empfang, damit sie, zufrieden und wohlgelaunt, nur die wohlthätigsten Geschenke darreichen sollten. Endlich nahte der ersehnte Augenblick und

die Königin kam glücklich mit einem Mädchen nieder. Das war nun dem König anfangs doch ein kleiner Querstrich denn ein Sohn wäre ihm lieber gewesen, weil er aber vor Allem großes Verlangen nach einem Kinde gehabt hatte, wußte er seinen Kummer so gut zu verbergen, daß Niemand etwas davon gewahr wurde, und Nichts der allgemeine Jubel trübte, der sich bei der glücklichen Botschaft im ganzen Balaste verbreitete. Große Feste und öffentliche Lustbarkeiten wurden auf den Tag der Taufe verkündigt, zu welcher der König sieben Feen gebeten hatte. Ein herrliches Festmahl wurde bereitet, und auf den Platz, den jede von ihnen einnehmen sollte, wurde ein Kästchen von schwerem Golde gestellt, worin jedesmal ein Bedeck und Besteck von eben so schwerem Golde, mit Edelsteinen und Diamanten geziert, sich befand, welches der König ihnen zum Geschenk bestimmt hatte. Aber Wehe! man hatte eine alte, sehr alte Fee einzuladen vergessen, weil man allgemein des Glaubens gewesen war, daß sie das Land geräumt habe oder von einem bösen Geiste verzaubert sei. Diese alte Fee wohnte seit mehr als hundert Jahren hoch auf einem alten Thurm, den sie nie verließ, weswegen man eben auch keine Ahnung davon hatte, was aus ihr geworden sein mochte. Trotzdem aber wußte sie sehr gut Alles was auf tausend Meilen in der Runde vorging, und war sehr erzürnt als sie erfuhr, daß der König alle Feen des Landes zur Taufe seines Kindes eingeladen, und sich ihrer, die doch die Älteste und Mächtigste war, gar nicht erinnert hatte. So beschloß sie denn, von ihrem Thurm herunter zu steigen, was sie vielleicht

nicht gethan haben würde, wenn der König sie geladen hätte, weil es gar nicht ihre Liebhaberei war, kleinen Kindern Taufgeschenke zu machen; jetzt aber wollte sie uneingeladen bei Hofe erscheinen, um den Leuten zu zeigen, daß sie noch da sei, und nach Belieben wohl oder übel thun könne. Die Taufe der kleinen Prinzessin fand mit vieler Feierlichkeit statt, und der König, der seine getäuschte Hoffnung verschmerzt hatte, weil er sah, wie das Volk sich freute und Alles ihm von Herzen Glück wünschte, war sehr betroffen, als er im Festsaal die alte Fee erblickte, die er gar nicht erwartete. Anfangs allerdings sehr verlegen, ging er doch mit soviel Zuvorkommenheit und Liebeshöflichkeit auf sie zu, daß man ihm die geheime Furcht kaum anmerken konnte vor der Rache, die sie für widerfahrene Unhöflichkeit zu nehmen gewillt sein möchte. Es wurde alsbald ein Platz für sie zurecht gemacht, und man setzte ihr das schönste Kästchen und das schönste Gedeck und Besteck vor, was im Schlosse aufzutreiben war; weil man aber eben doch nur sieben von schwerem Gold, mit Edelsteinen und Diamanten geziert bestellt hatte, mochte sie wohl bald sehen, daß das ihrige geringer war, als das der anderen Feen, und sie ward nur um so zorniger. Der König zitterte für sein Kind, denn er fürchtete, sie möchte durch ein böses Rathengeschenk alle guten Gaben verderben, die ihr von den andern Feen bescheert würden, und die Königin, die auf ihrem Lager alles erfuhr, war dergestalt außer sich vor Furcht, daß sie vom Milchsieber befallen wurde. Die guten Feen waren durch die Aufmerksamkeiten, mit welchen man sie überhäufte, sehr befriedigt, der König hatte ihnen eigenhändig vom Wolkenwagen heruntergeholfen, und sie versprachen ihm, als sie seine Furcht wahrten, sich auf's Genaueste zu verabreden, um der kleinen Prinzessin solche Gaben zu verleihen, die nothwendig alle Ränke der alten Fee vereiteln müßten. Unglücklicherweise kam diese, als die zuletzt Erschienene, erst nach allen Andern an die Reihe, worüber der König und die Königin große Sorge empfanden. Die andern Feen thaten ihr Möglichstes zu ihrer Beruhigung, und als man nach eingenommener Mahlzeit sich in die Gemächer der Königin begab, wo sich die kleine Prinzessin in einer Wiege mit Spigenfalseln befand, die von rubin- und saphirgeschmückten Goldagraffen gehalten waren, bildeten sie einen Kreis um dieselbe, die mitten im Gemache stand, und fingen an, ihr die schönsten Dinge zu verheißen. Die erste begabte sie mit unvergleichlicher Schönheit, die zweite mit ausnehmendem Verstande, die dritte mit vollkommener Tugend, die vierte mit unübertrefflicher Geschicklichkeit in Gesang und Tanz, die fünfte mit immer wohlgefälliger Anmuth, die sechste mit Größe und Vorrang unter allen Königinnen ihrer Zeit, — als aber die siebente ihre Gabe verleihen sollte, war sie zur größten Bestürzung aller Anwesenden verschwunden, die nun ganz gewiß glaubten, die alte Fee habe ihr irgend einen boshafsten Streich gespielt. Diese aber, während man die andre vergeblich überall suchte, trat hervor, und sagte: „Da die, welche vor mir sprechen sollte, nicht gegenwärtig ist, so

ist es wohl in der Ordnung, daß ich so lange ihren Platz einnehme und der kleinen Prinzessin mein Geschenk widme. Sie ist von meinen sechs Gevatterinnen schon so reich beschenkt, daß ich wirklich in Verlegenheit wäre, eine passende Gabe für sie zu finden, wenn ich nicht zufällig ein sehr kostbares Kleinod hier bei mir trüge, welches ich dem schönen Kinde geben will, da mir doch nichts für sie zu wünschen übrig bleibt.“ Bei diesen Worten wies die Alte mit dem heimtückischsten Lächeln ihre schwarzen häßlichen langen Zähne; die Versammlung war sehr beklommen, denn man versah sich des Schlimmsten von ihr, und der König grollte schon in seinem Herzen der siebenten Fee, durch deren plötzliches Verschwinden seine Tochter der siebenten Begabung verlustig gegangen war, die im Verein mit den sechs Andern die schlechten Absichten der bösen Alten unschädlich gemacht haben würde. Sein Zorn gegen sie wurde nur durch den Gedanken gemildert, daß die junge reizende Fee vielleicht durch die größte Zauberkraft dieser älteren Base unsichtbar gemacht worden wäre, und er wurde nur um so empörter gegen diese; doch ließ er es nicht merken, betrachtete sie vielmehr mit den sanftesten Augen von der Welt, und bedeutete selbst durch heimliche Winke der hinter einem gold- und silbergestickten, mit großen Federn gezierten Himmelbettvorhang ruhenden Königin, es eben so zu machen, um ihren Unmuth nicht zu vergrößern, und sie nicht zu noch mehr Böswilligkeit gegen die geliebte Prinzessin zu reizen. Die alte Fee wußte aber durch ihre Zauberkunst recht wohl um den Zorn den man gegen sie hatte; da sie aber gewaltig erboht war, daß man sie gänzlich übergangen, und ihr nicht einmal ein Kästchen mit Gedeck und Besteck von schwerem Gold mit Edelstein und Diamanten geziert, bestellt, und überdies die Leute in Angst zu versetzen liebte, so war es ihr sehr erwünscht, den König und die Königin in so großer Sorge zu sehen, und wie sie immer ihren Launen fröhnte, ohne daran zu denken etwas Gutes zu thun, legte sie es darauf an, dem unschuldigen kleinen Prinzeßchen so übel als möglich mitzuspielen. Was ist aber leichter, als ein Mädchen in Unglück zu bringen, sei sie Fürstentochter oder Hirtenkind? Man braucht nur ein gutes mildes Herz, ein edles zartes Gemüth ihr zu bescheeren, um in hundert Fällen gegen einen ihr ganzes Leben dem bittersten Leiden preis zu geben. Die alte Fee wußte jedoch wohl, daß ein gutes mildes Herz, ein edles zartes Gemüth auf Augenblicke so glücklich zu machen vermögen, daß sie das härteste Weh versüßen, und hütete sich deswegen ein Geschenk zu verleihen, dessen Besitz das holde Kind trotz aller Thränen, die es verursacht, ihr einst innig gedankt haben würde. Da sie geglaubt hatte zuletzt an die Reihe zu kommen, waren ihre Plane noch unentschieden, sie wollte ihr Handeln je nach dem Verfahren der Uebrigen bestimmen. Es entging ihr kein Wort der andern Feen, und sie merkte wohl, daß sie sich untereinander verständigt hatten, jedem Uebel zuvorzukommen, das sie dem Kinde anthun könne, und sie war froh, daß die Letzte, die ganz gewiß langes Leben bescheeren wollte, abhanden gekommen war. Nach den Worten, die sie gesprochen, frante sie mit den

Händen in den ungeheuren Taschen an ihrem Kleide, das nach einer Mode von mindestens dreihundertjährigem Alter zugeschnitten war. In diesen Taschen trug sie soviel, soviel, daß man drei Häuser damit hätte ausfüllen können, wenn man sie alle auf einmal ausgeleert hätte. Wie sie nun so mit den spinnendürren Knochenfingern in den großen, großen Taschen herumwühlte, gab es alle mögliche Arten Lärm, als wenn Tische und Betten, Silbergeschirr, Gläser und Töpfe und altes Gerümpel umherrücken, zusammengeworfen sind oder aufgestellt werden, denn sie führte immer eine große Menge kleiner Muscheln und Kieselsteine mit sich, und wenn sie die aus den großen Taschen hervorzog, wurden sie zu Hausgeräthschaften, zu Silbergeschirr, Gläsern oder Töpfen oder altem Gerümpel, kraft gewisser Zauberworte, deren Geheimniß nur die alten Feen besitzen. Sie ließ die Gesellschaft lange warten; auf allen Blicken war unruhige Spannung zu lesen, obgleich der König als trefflicher Diplomat es nicht an Sorge fehlen ließ, jedem insbesondere begreiflich zu machen, daß man dem ungeladenen Gast recht freundliche Gesichter schneiden müsse; nun hörte mit einmal der Hülllärm in den Taschen der Fee auf, von dem die angegriffene und aufgeregte Königin fast Nervenzufälle bekommen hätte, und sie zog aus ihrem Rock, dessen Diamantbesatz von zweihundertjährigem Staube blind geworden war, eine niedliche kleine Spindel von rosa Crystall hervor, die sehr sauber gearbeitet, mit den zierlichsten Ornamenten geschmückt, so allerliebste wie nur möglich ausah. Alles war erstaunt, denn das Ding schimmerte zarter als eine Centifolie und schien von Zeit zu Zeit purpurne Funken zu ergießen, welche den Glanz der Farbe noch erhöhten. Die sechs Feen waren sehr überrascht und fragten sich im Stillen, ob die Alte etwa ihren Character geändert habe, und da sie merkte, wie große Furcht sie einflöße, vielleicht einmal gnädig sein wolle, denn sie erfahen aus den Zeichen, die sie kannten, daß die Spindel an und für sich nichts Unheilbringendes an sich habe. Die Alte gewährte das allgemeine Erstaunen und Freuen, und sagte, indem sie sich ihre Unmacht, die glücklichen Gaben des Kindes zu verkümmern, als ein Verdienst anrechnete: „Ich dachte mir wohl, wie ich hierher kam, obgleich ich nicht eingeladen war, da Ihr die arme alte Fee vergessen hattet, die auf ihrem hohen Thurm ihre Geister beherrscht, und sich nicht viel um Menschen kümmert, daß Ihr sehr in Angst vor meinem Zorn wäret, und Besorgniß hegtet, ich würde mich rächen, weil ich kein Kästchen mit Gedeck und Besteck von schwerem Golde mit Edelstein und Diamanten geziert bekommen habe wie Ihr es für die andren Feen bestelltet; ich will Euch aber beweisen, daß ich eine gute alte Frau bin, vor der man sich nicht zu fürchten braucht, und weil die Pathen, die vor mir gesprochen haben, dem Kinde schon alle Güter zugesagt haben, die eine Prinzessin nur besitzen kann, so kann ich ihr nur Etwas schenken, das zur Erhaltung und Bewahrung dieser Güter dienen soll. Diese Spindel hat die Eigenschaft, alle Vorzüge der sie besitzenden Person bis ins höchste Alter dauern zu machen. Euer

liebes Kind wird also in seinen spätesten Tagen, die ihm der Himmel vergönnt, schön, klug, anmuthsvoll sein, singen wie eine Nachtigall, tanzen wie ein Elfe, ganz als wenn sie achtzehn Jahre zählte, so lange sie diese Spindel nicht verliert.“ Bei diesen Worten durchlief die ganze Versammlung ein Freudenschauer, und Jeder war schon im Innersten überzeugt, daß die Hexe plötzlich eine wohlthätige Fee geworden sei. „Nur,“ fügte sie hinzu, als wenn sie es so nebenbei sagte, und durchaus keine Wichtigkeit auf diese Worte legte, „wenn das Kind eines Tages die Spindel zerbräche, so würde es sich an ihr stechen und an der Wunde sterben. In der großen Freude ihres Herzens, die kleine Neugeborne einer tödtlichen Gefahr entgangen zu sehen, verstanden König und Königin kaum diesen leise hingeworfenen verhängnißvollen Zusatz, und die andren Feen waren zu sehr von der glücklichen Wendung der Dinge erfreut, um sie mit einer Erörterung über diese trübe Prophezeiung belästigen zu wollen; sie hielten für das Beste, da sie doch nichts an der Sache zu ändern vermochten, die Eltern nun in ihrem großen Entzücken zu lassen. Auf einmal bewegte sich einer der Vorhänge, die nicht weit von dem Bette der Königin hingen, und Alles war erstaunt die siebente Fee hervorkommen zu sehen, die obwohl die Jüngste, die Klügste von Allen war, weshalb man sie fast immer die Fee „Feintraut“ hieß, und über diesen Zunamen ihren eigentlichen Namen: die Fee der guten Leute, fast ganz vergessen hatte. Ihr war von Geburt ein so mitleidiges Herz für alle Arten von Uebeln, an denen die Armen leiden, zu Theil geworden, daß sie ihr Leben damit zubrachte, ihnen zu Hülfe zu kommen, Kindern, die Holzreiser suchten, Zweige auf den Weg streute, für die müden Lehrenleserinnen Lehren aus den Garben zog, den Mond mit einer Wolke verhüllte wenn zwei Liebende vor der Haus- oder Gartenthür zusammen plauderten, oder Säuglingen die mit der Bräune behaftet waren, des Nachts Arznei gab, und andre Liebesdienste der Art verrichtete, welche ihr beständige Segenswünsche der armen Leute einbrachten. Niemand versteht aber besser die Leiden der Könige, als wer die Armen weinen gesehen hat, denn die Reichen verbergen ihre Thränen vor einander, damit nicht einer vom Andern glauben möge, er sei zu beklagen, seine Reichthümer genügten nicht zu seinem Glücke, und denken dann auch wohl ein König mit der Krone auf dem Haupt, dem Scepter in Händen, mit einem Thron zum Sitzen und Höfingen zum Schmeicheln, könne nie unglücklich sein. So fühlte Fee Feintraut am meisten Mitleid mit dem guten König und der guten Königin, wenn sie bedachte, daß die alte Fee das ganze Glück zerstören konnte, welches ihnen durch das Kind geworden war; denn als Feintraut gab sie keinen Augenblick der Hoffnung Raum, die grimmige Alte werde die so angethane Beleidigung vergessen, und überlegte ganz richtig, daß sie schwerlich den gefallen Thurm, die Base Gule und ihre Lieblinge, die Flederermäuse, verlassen haben würde, um etwas Gutes zu thun; wenn sie sich erst einmal entschloße, all ihren

Ruinencomfort, ihre Moderbehaglichkeit aufzugeben, so könne es nur einer gehörigen Unthat zu Liebe geschehen. Fee Feintraut war bei ihrem Eintritt in das Gemach so von der Angst der armen Mutter ergriffen, die bei allem heimlichen Weinen der böshafsten Alten die schönsten Dinge sagte, und die lächelndsten Blicke zuwarf, daß sie fürchtete, diese möchte, weil sie unmöglich auf so viel Höflichkeit mit bösen Prophezeiungen antworten könne, sich eine recht erniedrige verkäufte Bosheit ausdenken, und beschloß daher sich durch ihre schleunige Entfernung ein Mittel vorzubehalten, um so viel es in ihren Kräften stünde als Verrückte den schändlichen Absichten der Alten entgegenzuwirken. Unbemerkt verbarg sie sich also hinter dem Vorhang, um nicht früher, als die Alte reden zu müssen, wie es ihr eigentlich nach der Feenetikette zugekommen wäre. Alles war höchlich erfreut, sie wieder zu sehen, denn man war heimlich äußerst besorgt um sie gewesen; die Feen hatten die leise hingeworfnen Unheilssprüche der Alten wohl verstanden, und erriethen sogleich als sie Feintraut erblickten, daß diese, wie immer sich irgend eine glückliche List ausgedacht habe, um den verderblichen Anschlag der Alten zu Wasser zu machen. Sie trat an die Wiege des Kindes und sprach: „Es steht nicht in meiner Macht, das von meiner geehrten Borrednerin Gesagte zu entkräften, kann also nicht verhindern, daß diese Spindel nicht mit vortrefflichen Eigenschaften auch eine große Gefahr in sich vereinige; ich freue mich aber mit den Eltern über die Gabe, weil ihre wohlthätige Kraft eine kostbare und unfehlbare, ihre gefahrdrohende Anwendung dagegen eine ungewisse ist. Und weil ich meinem lieben Patschen die Gabe eines langen Lebens schenken wollte, so steht es bei mir das aus einem möglichen Zerbrechen der Spindel erwachsende Unglück zu mildern, indem ich den angedrohten Tod in einen hundertjährigen Schlaf verwandle, aus dem sie nur durch den Kuß eines Jünglings geweckt werden kann, der von der Schönheit der Schlafenden so bezaubert ist, daß er schwört, ihr treuer Gatte zu werden, wenn es ihm gelingt sie wieder zuerwecken, wonach denn ihr Leben im Genuß aller Gaben, die ihr von den andern Feen bescheert worden sind, seinen Gang gehen wird.“ Feintraut's Rede war so schlau und schön, daß die ganze Versammlung in großes Entzücken gerieth; indem sie die wohlthätige Kraft der Spindel als eine unfehlbare, den Schaden, den sie anrichten konnte als einen ungewissen bezeichnet hatte, war es ihr gelungen, König und Königin so vollständig zu beruhigen, daß Beide sich viel erkenntlicher gegen die alte Spindelpenderin, als gegen Feintraut bewiesen, welche doch die dem Kinde drohende Gefahr abgewendet. Sie nahmen schnell als gewiß an, daß die von Allem wohlunterrichtete Prinzessin ihre Spindel eben sicher nicht zerbrechen würde, weil sie ja ohnehin die Gabe der Klugheit und Gewandtheit besäße, und daß sie dann ihr ganzes Leben lang schön und lebenswürdig bleiben werde. Der König gab der Alten zum Dank für ihr herrliches Geschenk so viele vergoldete Gedecke und Bestecke und so viele Kästchen von schwerem Sil-

ber, daß sie in ihrem Wagen doppelt so viel an Werth mitnahm, als alle andren Gedecke und Kästchen von feingemischtem Gold mit Diamanten und Edelsteinen geziert zusammen gekostet hatten. Auch erwies er ihr bei der Abfahrt mehr Ehre als allen Andren Feen, was sie auch so hinnahm, als wenn sie dem Kinde ohne allen Zweifel die kostbarste Mitgift gegeben hätte. Nur wenn Niemand auf sie acht gab, grinste sie manchmal und zeigte ihre langen, klapprigen, kohlschwarzen Zähne, und dachte, wie dumm doch die gute Feintraut mit all' ihrem Verstand wäre, daß sie es mit ihrem ewigen Wohlthun nicht einmal zu einem so schönen Dank brächte, als sie, die doch an den Menschen ganz nach Herzenslust nur Böses verübte.

Die Königstochter wurde Röschen genannt, weil sie das schönste Menschenkind werden sollte, wie die Rose die Schönste unter den Blumen ist, — und Röschen wuchs und prangte sechszehn Jahre lang in allen Gaben, Gnaden und Reizen, mit welchen die Patsinnen sie ausgestattet hatten. Sie vereinte alle Talente in der seltensten Vollkommenheit, aber wenn sie auch Alles vortrefflich machte, so war doch eines, in welchem sie sich selber zu übertreffen schien — das Spinnen. Die Eltern hatten sie mit der größten Sorge in dieser Kunst unterrichten lassen, und bei ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit ward sie bald eine unvergleichliche Spinnerin; besonders war sie darauf bedacht, nie ihre Spindel fallen zu lassen. Auch wandten der König und die Königin alle Vorsichtsmaßregeln an, um das Zerbrechen der Spindel zu verhüten. Es wurde ein festes Kästchen aus Holz und Eisen eigends dafür gearbeitet, welches man im Fall einer Feuersbrunst getrost und ohne Gefahr des Zerbrechens hätte zum Fenster hinauswerfen können; außerdem bestellte der König bei seinem Hofschlossermeister ein schönes Geheimschloß, das nur Röschen zu öffnen verstand, mit einer sehr künstlichen Maschinerie, die sobald jemand nur leise an das Kästchen rührte, ein Glockenspiel, wie von einer Heerde Mauleseln in Bewegung setzte, so daß also Niemand die Spindel aus dem Kästchen nehmen, noch das Kästchen forttragen konnte, weil die bei der geringsten Berührung anhebende Musik das ganze Schloß aus dem tiefsten Schlaf geweckt hätte. Als König und Königin das Kästchen solchergestalt vor dem Feuer und vor Dieben gesichert hatten, fühlten sie sich ganz beruhigt, denn im Uebrigen war Röschen eine so geschickte Spinnerin, daß an ein Zerbrechen der Spindel gar nicht zu denken war. Zu noch größerer Sicherheit hatte Röschen sie auf einem sehr festen Tisch aufgestellt, und bediente sich ihrer nur selten, indem sie zum gewöhnlichen Gebrauch eine andere Spindel von Schildkrot und Perlmutter besaß, die eben so zerbrechlich als jene war und also den Beweis lieferte, daß Röschen unmöglich jemals ihre Spindel zerbrechen konnte, weil diese doch auch so lange hielt, während sie dieselbe weit weniger in Acht nahm, als die kostbare rosa Crystall-Spindel. Mit vollendetem sechszehnten Jahre war Röschen so schön und lieblich, daß Jeder, der sie kannte, sie anbeten mußte. Ihre süße Stimme bezauberte, wenn sie auch nur ein Wort hören

ließ, und ein Blick von ihr genügte, um Leute Jahre lang von dem Liebreiz der jungen Prinzessin schwärmen zu machen. König und Königin waren so vernarrt in sie, daß sie auf Alles eingingen, was sie verlangte, und da sie natürlich ihren heilsamen Begabungen zufolge nur das Vernünftigste und Klügste verlangte, so gewöhnten sie sich mehr und mehr, in nichts anderen Willens zu sein, als die Prinzessin. Die Höfliche sagten ganz laut, daß ein Engel oder eine Göttin sich in diese sterbliche Hülle gekleidet habe; was aber noch erstaunlicher war, sie zeigten sich ihr aufrichtig ergeben, und wenn sie mit jenem herzugewinnenden Blick voll Güte ihnen begegnete, der jeden, auf den er fällt zum Bevorzugten macht, so wünschten sie ihr aus ganzer Seele einen Prinzen Liebhold, der ihres Herzens und ihrer Hand würdig wäre. Sie bezauberte die Greise, wenn sie in der Unterhaltung mit ihnen ebenso viel Freude auf ihrem Antlitz zeigte, als wenn sie mit jungen Männern sprach. Von den vollen Strahlen ihrer Schönheit geblendet, riefen sie aus, daß es keinen Prinzen in der Welt gäbe, der vollkommen genug wäre, um einer so anbetenswürdigen Prinzessin werth zu sein. Die Frauen selbst waren nicht schlecht auf sie zu reden, weil sie Allen Artigkeiten zu sagen verstand über ihre Toiletten, ihr geschmackvolles Aussehen, ihr weises eheliches Benehmen, über ihre treffliche Ordnung in Familien-, Geschäfts- und Gesellschaftsangelegenheiten. Wenn sie tanzte, verloren alle Junggesellen die Besinnung, und die Vögel im Walde erstaunten, wenn sie zu singen begann. Das ganze Hofgesinde, von der Zofe bis zum letzten Küchenjungen und Reitknecht wäre für sie durchs Feuer gelaufen, weil sie nie vergaß, jedem für geleistete Dienste zu danken, alles zu loben, was Lob verdiente und dem Herrn König Vater und der Frau Mutter Königin überließ die Herren Großmarschälle, Oberjägermeister, Obermundschenken, Oberstallmeister auszuschelten, wenn etwas vorfiel, das nicht ganz in der Ordnung war. Der König und die Königin waren denn auch überglücklich und priesen ihr Kind so hoch, daß sie bald anfangen wegen eines würdigen Gemahls in Unruhe zu gerathen. Ihr Land grenzte an das Reich eines sehr mächtigen Königs, der schon lange damit umging, Röschen für seinen einzigen Sohn zu werben, um durch diese Heirath mit einer von aller Welt als Weltwunder gepriesene Prinzessin zu seiner großen Macht den schönsten Glanz hinzuzufügen. Röschens gefröntes Elternpaar hatte wohl von diesem Plane des Herrn König Nachbars schon etwas verlauten hören, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, da dieser aber Enkel eines Menschenfressers und seine Frau selbst eine Menschenfresserin war, so wollten sie von dieser sonst sehr annehmbaren Parthie nicht viel wissen. Sie hatten in Erfahrung gebracht, daß man sich den Genuß zarten Kinderfleisches in dieser Familie nur vorenthalte, um nicht vor aller Welt als Menschenfresser zu gelten, daß man aber die Gelegenheit zu einer heimlichen Erfrischung dieser Art nie vorübergehen ließe, was dann die Hofleute immer am guten Humor der Königin, an ihrer Art zu scherzen und auf eine Weise zu

lachen, die Andere zittern machte, an dem Glanz ihrer Augen, und an ihren weißen, spitzen Zähnen merken konnten. Doch gab man sich alle Mühe, diese Zeichen zu verbergen, und die Hofleute hätten auch lieber sterben, als sich merken lassen, daß sie wüßten, worin diese übersprudelnde, höchst anmuthige Laune ihren Grund habe. Nun fürchtete Röschens bezeptertes Elternpaar, daß wenn, wie zu erwarten stand, ihnen recht schöne liebe Enkelchen vom Himmel bescheert würden, die Großmutter am Ende gar eine Umwandlung jenes grauenhaften Appetits spüren möchte, und dann vielleicht vorgeben würde, die erhabenen Wiegenbewohner wären an krampfhaften Zufällen oder dergleichen gestorben, was ja dann auch Niemand zu läugnen sich unterfangen hätte. Da der mächtige König ihnen aber einmal Besuch gemacht, so erheischte die Höflichkeit ihm denselben zurück zu erstatten, um so mehr, als jeder Nachbar auf friedlichem Fuß mit ihm zu leben vorzog. Röschen, die noch nicht im Entferntesten an eine Heirathsfrage zwischen ihr und dem jungen Prinzen dachte, und es nur mit Vergnügen erfahren haben würde, weil sie keine Ahnung von seiner menschenfresserischen Abkunft hatte, ja überhaupt nicht einmal wußte, daß es Menschen giebt, die andere Menschen freßlieb haben, freute sich sehr von dem Reiseplan zu hören, denn sie glaubte ganz gewiß, die Eltern würden sie mitnehmen, und war im Voraus gespannt auf die Wunder dieses großen Reiches, weil man ihr Erstaunliches von des Königs Palästen, Gärten, Gasanerien und tausend andern Dingen erzählt hatte. Als sie erfuhr, daß die Eltern sie nicht mitnehmen wollten, glaubte sie anfangs, es bedürfe nur eines Wortes, um das Gegentheil zu erwirken, sah aber zu ihrem größten Leidwesen, daß die Eltern hartnäckig blieben und versuchte Alles Mögliche, um sie zu erweichen. Da aber Alles nicht fruchtete, und es bei dieser abschlägigen Antwort, der ersten, die sie in ihrem Leben erhielt, blieb, legte sie sich so stark aufs Schmolzen, daß ihr Aerger sie gewiß häßlich gemacht haben würde, wenn nicht die Gabe der fünften See ihr in Allem Anmuth gesichert hätte. Das bethronhimmelte Elternpaar merkte gar nicht dergleichen, und rechnete so fest auf die Vollkommenheit der königlichen Tochter, daß sie ganz überzeugt waren, sie würde von selbst und sehr bald wieder zur Vernunft kommen. So reisten sie denn wohlgemuth in der beruhigenden Gewißheit, daß die Tochter mit ihren reichen Verstandesgaben sich während ihrer Abwesenheit ganz vortrefflich benehmen würde, und verließen sie unter vielen zärtlichen Umarmungen, nachdem sie im Ballaste angeordnet hatten daß Alles ihr, wie ihnen selbst gehorchen sollte, was auch Jeder gern von ganzem Herzen pünktlich zu erfüllen versprach.

Nach der Abreise des diademlichen Elternpaars, erwartete man allgemein, die junge Prinzessin werde nun ihre gewohnte Lebensweise fortsetzen, und der Seneschall fragte am ersten Morgen unter vielen ehrerbietigen Verneigungen, welche hohe Damen und Herrn die Ehre haben sollten, zur königlichen Tafel gezogen zu werden. Die sieben Feen hatten aber unter so vielen herrlichen Gaben, mit der sie die

Prinzessin in der Wiege beschenkt, leider die Geduld ver-
 gessen, und die Achte hatte sich wohl gehütet, diese Gabe,
 die wie ein Kitt alle andern zusammenhält, hinzuzufügen,
 und so geschah es, daß Röschen nichts zur Ueberwindung
 des Verdrußes that, den sie über ihr Zuhausebleiben emp-
 pfand. Zum ersten mal in ihrem Leben war ihr ein Wunsch
 versagt, zum ersten mal ihr Wille gekreuzt worden. Sie
 gab sich also gänzlich ihrer üblen Laune hin, und weil nichts
 widerwärtiger ist, als sich zu schmücken und Feste zu geben,
 wenn man verstimmt ist, sagte sie dem Seneschall, daß sie
 bis zur Rückkehr des Herrn Königs Vater und der
 Frau Königin Mutter Niemanden sehen wolle, und Jedem
 verbot ihre Gemächer zu betreten, um Jemanden anzumel-
 den, da sie während der Abwesenheit ihrer Eltern fort-
 während allein zu bleiben bestimmt habe. Sie hatte sich eilig
 und nachlässig gekleidet, sodann ihre Jose sehr kurz
 verabschiedet, worüber diese, als über etwas ganz Unge-
 wohntes, sehr erstaunte. Auch untersagte ihr die Prinzess-
 sin vor der Stunde des Mittagmahles, das sie ihr allein
 anzurichten habe, ihre Gemächer wieder zu betreten, da sie
 ganz einsam bleibe wolle, ohne ein menschliches Gesicht zu
 zu sehen, noch eine menschliche Stimme zu hören. Da
 man von jeher ein vernünftiges und weisliches Benehmen
 an ihr gewohnt war, schloß der Seneschall aus dem Be-
 fehlen, die er selber erhalten und aus denen, über die ihm
 die Kammerfrau Bericht abstattete, daß die Prinzessin eben
 nur einen neuen Beweis ihres Verstandes und ihres Zart-
 gefühls gebe, indem sie, wie es einer bescheidenen jungen
 Königstochter geziemt, während der Abwesenheit des Ma-
 jestätenpaars ganz zurückgezogen leben wolle, und theilte
 demnach den zur Einholung ihrer Tagesbefehle eben her-
 annahenden Oberjägermeistern, Oberstallmeistern und Ober-
 mundschenken die Entschliesung des hohen Kindes mit, in
 gänzlicher Abgeschlossenheit höchst seine Zeit verbringen zu
 wollen, wodurch alle Drei zu enthusiastischer Bewunderung
 höchst ihrer frühreifen geistigen Selbstständigkeit hingerissen
 wurden; so leicht fällt es den Fürsten ihren Untergeben
 nen eine außerordentliche Meinung von sich beizubringen.
 Wenn sie nur manchmal Verstand und Artigkeiten beweisen
 so reicht das hin, um alsbald ihre einfachsten Handlungen
 als Ergebnisse feinsten Ueberlegung preisen zu hören. Rös-
 chen war noch nie allein gewesen, sie verstand nicht die Kunst,
 wie man sich Grillen verscheucht, und konnte sie auch nun
 nicht lernen, wo sie ja nur allein geblieben war, um ihrer
 Verstimmlung freien Lauf zu lassen und die Demüthigung,
 die sie über ihre erste Fehlbitte empfand, vor der Welt
 zu verbergen. So verharrte sie einige Stunden sinnend
 mit verschränkten Armen, dachte an ihren Verdruß, wi-
 derholte sich immer, wie unglücklich sie selber, wie grau-
 sam ihre Eltern seien; und je mehr sie daran dachte, um
 so heftiger ward ihr Groll gegen Vater und Mutter, so daß
 sie in dem Augenblick alle Liebe vergaß, die sie ihr seit
 ihrer Geburt hatten zu Theil werden lassen, und alle die
 andren Fälle, in denen sie ihr nachgegeben und ihren Will-
 len gethan. Anfangs hatte sie beschlossen, den ganzen Tag

müßig zu bleiben; bald aber langweilte sie der Schmoll-
 fessel, und sie machte sich an's Spinnen, wobei sie ja doch
 Muße genug hatte, über die ihr widerfahrene große Unge-
 rechtigkeit nachzufinnen. So drehte sie hastig, sehr hastig
 ihr Rad, und die Fäden zerrissen oft unter ihren Fingern,
 doch als geschickte Spinnerin wußte sie alles Berunglückte
 wieder in Ordnung zu bringen und ihre Schildkrotspindel
 mit Perlmutter drehte und drehte sich und wirbelte
 so blißschnell herum, daß keine Spinnerin der Welt
 es ihr hätte nachmachen können. Dabei dachte Röschen
 gar nicht an die Arbeit, es kam ihr nicht im Mindesten
 darauf, an ein tüchtiges Stück fertig zu spinnen, sie spann
 in ihrem Grimm so drauf zu, daß die Hände es fertig
 machten, ohne daß sie viel darum wußte. Je länger sie
 spann, desto schneller gerieth ihr Werk, denn sie dachte im-
 mer an ihren Verdruß, an die großen Paläste, an die Gär-
 ten und Fasanerien und all' die Wunder, die ihre Eltern
 jetzt bei dem mächtigen König sehen würden — bis das
 Spinnen sie auch verdroß, daß sie aufstand und in dem
 Gemach auf und abging. Sie öffnete das Fenster und sah
 die schönen Bäume im Garten, neigte sich dann zu allen
 Blumen die auf den Tischen umherstanden, rupfte erst einzelne
 Blätter, dann ganze Knospen, dann gar Zweige aus und
 warf sie zur Erde; das wurde sie aber auch müde und
 wollte wieder spinnen. Sie ging an's Spinnrad, um wie-
 der anzufangen, als sie auf den Gedanken kam, es wäre
 doch schöner mit der prächtigen rosa Crystallspindel zu
 spinnen. Sie dachte wohl auch, daß dazu der jetzige Au-
 genblick kein sehr günstiger sei, und es war vielleicht die
 gute Fee Feintraut, die ihr diesen Zweifel durch einen
 ihrer dienstbaren kleinen Geister zustüßern ließ; da jedoch
 Grimm und Verdruß schlechtere aber eindringlicher redende
 Rathgeber sind, als so ein kleiner guter Geist, so hob Rös-
 chen trotzig den Kopf und sagte ganz laut und vernehmlich:
 „Eine Stunde lang habe ich so schnell gesponnen, so schnell,
 daß keine Spinnerin der Welt mir es hätte nachmachen
 können; der Faden zerriß wohl manchmal, aber meine
 Schildkrotspindel mit Perlmutter, auf die ich doch gar
 nicht Acht hatte, ist nie gefallen, drum wird meine Spin-
 del gewiß nie fallen, wenn das möglich wäre, so hätte sie
 diese ganze Stunde lang gewiß Zeit dazu gehabt!“ So
 überhörte sie den Rath der Klugheit, der sie abmahnte in
 ihrer großen Aufregung die rosa Crystallspindel zu be-
 rühren, sie erwartete mehr Zerstreung durch die erhöhte
 Aufmerksamkeit, mit welcher sie bei der drohenden Gefahr
 spinnen würde, nahm also die bezauberte Spindel aus
 ihrem festen Verwahrsam und glaubte dabei zu be-
 merken, daß dieselbe heute mehr Funken warf, als gewöhn-
 lich. Langsam und behutsam fing sie an zu spinnen, wie
 die Arbeit aber eben einformig ist, wie alles gut ging,
 kamen bald die alten Gedanken wieder und sangen ihr das
 alte Lied von den großen Palästen, den herrlichen Gärten,
 den prächtigen Fasanerien und von all' den Wundern, die
 ihre Eltern bei dem mächtigen König sehen würden, daß
 sie bald sich nicht mehr um ihren Faden bekümmerte. Auch

von dem jungen Prinzen hatte sie gehört, und malte sich nun aus, wie viel schöner er sein müsse als alle andern Prinzen, die sie gesehen, und wie herrlich aus seinem Munde das Lob ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer Gaben hätte klingen mögen, in all' den großen Palästen, herrlichen Gärten, prächtigen Fasanerien und den tausend Wundern, die ihre Eltern jetzt bei dem mächtigen König, seinem Herrn Vater, zu sehen bekämen. Da wurde ihr das junge kindische Herz wie ein Schwamm zusammengespreßt und zwei brennende Thränen des Zorns sprangen aus den schönen Augen hervor, und in ihrem bitteren Unmuth alles vergessend, erhob sie sich, um am Fenster frische Luft zu athmen, denn sie dachte ersticken zu müssen, stieß ihr Rad mit dem Fuß von sich, und warf die schöne rosa Crystall-Spindel auf den Boden, als wenn sie von Holz gewesen wäre. Die fallende Spindel zerbrach mit einem Geräusch wie das heimliche Richern einer alten Hexe. Nöschen hörte es und dachte nun erst daran, daß sie die unglückselige Spindel in der Hand gehabt habe; sie lief hastig zurück, prallte gegen den Sessel und fiel mit der Hand gerade in die Spitze der Spindel. So wie sie einen großen Tropfen Blut, gleich einer kleinen Purpurnelke aus der Wunde hervorquillen sah, fiel ihr die alte Fee und ihre Weissagung ein, und sie erkannte nun aus deren Erfüllung die ganze Bosheit der Alten, die, so lange sie klug, bescheiden und sanftmüthig im Glück und Gedeihen geblieben war, ihr nichts anhaben konnte, den ersten erzürnten unmüthigen Augenblick aber zu ihrem Verderben benutzte hatte. Und wahrlich, die Bösen brauchen nur die Früchte unsrer Fehlritte reifen zu lassen, dann ist Keiner vor großem Leid und großem Unglück sicher. Dieser Gedanke gab Nöschen augenblicklich ihre Geistesgegenwart und ihre Ruhe wieder; wie ein nüchtern gewordener Berauschter begriff sie ihren Fehler, und da sie sich sogleich von großer Schläfrigkeit befallen fühlte, merkte sie, daß sie nun in hundertjährigen Schlaf sinken würde. Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen, um ihr Bett zu erreichen, wo sie einen mit wundervollen Blumen gestickten Schleier über ihren Körper breitete, so daß nur ihr Antlitz und ihre Hände, die schönsten, die man in der Welt sehen konnte, unbedeckt blieben; dann legte sie noch das vom Falle aufgegangne Haar zierlich über den schlanken Hals, und sank erst dann in tiefen Schlaf, als sie die reizendste Lage angenommen, die nur ein Maler hätte erdenken mögen, so wahr ist es, daß kluge Leute, wenn sie ein Unglück befällt, aus Allem Nutzen zu ziehen verstehen, was es erträglicher machen kann. — Kaum war die schöne rosa Crystall-Spindel zerbrochen, als Fee Feintraut, die sich gerade in einer Entfernung von zwölftausend Meilen befand, durch den kleinen Elfen, den sie als eine Art unsichtbaren Bagen zu Nöschens Schutz bestellt hatte, um immer sichere Nachricht über sie zu haben, davon in Kenntniß gesetzt wurde. Das kleine Elfenwesen hatte sich so süß eingelebt in alle Herzensregungen des lieblichen Schütlings: der Hauch ihres Mundes, der Seufzer ihres Mitleides war

so ganz die Luft geworden, in der es athmete, und nun sollte es für immer dieser holden Gewohnheit entsagen! Thränen und Wehklagen ergoß deshalb der beschwingte kleine Bote auf seinem Flug zu Feintraut, so daß die unter ihnen Wandernden wie von Thautropfen und leisem Lufthauch berührt worden. In fünf Minuten kam Fee Feintraut aus dem zwölftausend Meilen entfernten Königreich in Nöschens Palast an, und die Schwelle überschreitend schwang sie ihren Stab und befahl Allen, was in seinen Mauern, in den Gärten und Höfen athmete, sogleich einzuschlafen, um nur mit Nöschen wieder zu erwachen, damit dann ihre ganze Umgebung zu ihren Diensten wäre. Und alsbald sank tiefer Schlaf auf die Augenlieder von Menschen und Thieren, wie er sie gerade bei dem Gebot der Fee antraf, die Ritter in den Gängen des Gartens und der Galerien, die Frauen bei der Toilette, die alten Herrn, wie sie von früheren Zeiten plauderten, die jungen Mädchen, wie sie verliebte Träumen nachgingen und dabei thäten, als arbeiteten sie fleißig; die Knappen bei den Pferden, die Köche mit dem Blasbalg in der Hand, die Schildwachen auf ihrem Posten, denn der König war ein großer Freund der Ordnung, und Alles mußte auch in seiner Abwesenheit seinen richtigen Gang gehen; auch die kleinen Vögel in den Büschen schliefen ein, und die Schwane auf dem See, und die Pfauen mit ihren ausgebreiteten Federn auf den Terrassen, die bunten Schmetterlinge auf den Rasen, die Blumen auf den Beeten, die Hirsche an den Quellen, die Kaninchen im Gehege, die Blätter auf ihren Bäumen, die Springbrunnen in ihren Grotten, die Cascaden auf moosigen Steinen, und die Bäche auf ihrem Grunde. Alles schlief den tiefsten Schlaf. Dann wandte sich die Fee zu dem Walde im Norden des großen Schlosses und gebot ihm, sich wie ein Gürtel um dasselbe zu schlingen, und seine Bäume wie gewappnete Reihen Soldaten ringsherum aufzustellen; und einem Dornbusch, der im Walde wuchs und der ein böser Geist war, den sie zur Strafe, weil er die drei Kinder einer armen Mutter im Wasser hatte umkommen lassen, so verwandelt hatte, sich um die Bäume herumzuwinden und eine mit Spigen und Zacken sowohl versehene Hecke zu bilden, daß Niemand sie zu durchdringen vermöge. Und in einem Augenblicke wurde der Wald so dicht, daß man nur noch die Zinnen der Burg über die Bäume hervorragen sah. — Nach zwei Monaten kam das Königspaar von dem Besuch bei dem mächtigen König zurück, und war höchlich erstaunt auf eine halbe Stunde im Umkreis ihres Palastes wilden Wald zu finden, wo sonst nur einzelne Baumgruppen standen hatten, die mit sorglicher Kunst auf fein cultivirten Moosteppich gepflanzt waren. Aber noch ungleich mehr erstaunt waren sie, die schönen kiesbestreuten Wege, die man königliche Wege genannt hatte, nicht mehr zu erblicken, und überhaupt keinen Pfad im Walde auffinden zu können. Nach dem ersten Versuch, tiefer einzudringen, erklärten die königlichen Fahrleute, Läufer, Schildknappen und Wachen, daß es unmöglich sei, denn zwischen den Bäumen bildeten

große, große Dornen eine unerschütterliche Mauer. Das Königspaar und die Diener des Reichs waren sehr bestürzt und wußten nicht, was sie davon denken sollten, denn Niemand hatte sich unterstanden, sie von den Vorfällen auf dem Schlosse zu benachrichtigen. Feintraut, die den großen Schmerz des gekrönten Elternpaares vorausah, hatte sich in der Nähe gehalten, und erschien in diesem Augenblick, um ihnen das Geschehene mitzutheilen, und sie so gut als möglich zu trösten. König und Königin weinten bitterlich, und kamen nun erst hinter die abscheulichen Kniffe der alten Fee, welcher sie mehr Geschenke gegeben und der sie mehr Ehre angethan als allen Andern zusammen, und erkannten die Güte der mildherzige Feintraut, die ihr armes Kind vom Tode gerettet hatte, und für die sie doch so wenig Aufmerksamkeit bewiesen, weil sie glaubten, die Prinzessin werde zu geschickt sein um die schöne rosa Crystall-Spindel jemals zu zerbrechen, wobei sie nicht, wie Feintraut, daran dachten, daß Röschen bei der ersten Widerwärtigkeit die Geduld verlieren, und dann all ihr Glück in einer Stunde verderben könne. Diesmal konnten König und Königin der guten Feintraut nicht oft genug die Hand küssen und sie mit Thränen bedecken und sich anklagen, daß sie sechszehn Jahre lang sogar nicht an sie gedacht, kaum ihren Namen ausgesprochen, während sie über die alte Fee sich so oft unterhielten wegen der rosa Crystall-Spindel und ihrer herrlichen Eigenschaften, — denn König und Königin waren nicht undankbar, nur wandten sie ihren Dank vorzugsweise auf Solche, die ihnen die Sachen so vorstellten, wie sie es gern hörten und wie es mit ihren geheimen Wünschen und Neigungen übereinstimmte, und weniger auf die, welche ihnen einfach ihre Meinung aussprachen, wie die gesunde Vernunft es ihnen eingab, mehr um des Guten willen, als um auf sich aufmerksam zu machen, Gewinn zu erzielen, Schwächen zu fröhnen, und thörichten Hoffnungen zu schmeicheln. Und wenn das bei einem guten König und einer guten Königin so ging, wie mag es erst bei Andern gehen? — Nachdem Alle sich reichlich in Thränen und Wehklagen ergossen, denn Jeder betrachtete die auf hundert Jahre Entschlafnen im Schlosse als Todte, trennten sich der König und die Königin von Feintraut und fragten nur noch, wie sie sich für ihre Güte erkenntlich beweisen könnten? Sie antwortete aber, daß es sie sehr glücklich gemacht haben würde, wenn man sie manchmal herbeigerufen hätte, um Röschen auch etwas zu erziehen, denn sie liebte das Mädchen um die schönen, ihr zugewandten Gaben, und wäre vielleicht im Stande gewesen das große Unglück von ihr fern zu halten; daß ihr aber jetzt von König und Königin nichts zu wünschen übrig bliebe, und beide in Ruhe über das Geschick ihrer Tochter die Augen schließen dürften, indem diese in hundert Jahren ganz gewiß wieder erwache. König und Königin empfanden es kränkend, daß sie die gute Feintraut so schlecht erkannt, und vernachlässigt hatten sie öfter an den Hof zu berufen, indem sie damals in ihrem Ueber-

muth alle Feen der Welt entbehren zu können glaubten. Nun waren sie sehr zerknirscht über ihre edle Denkart, ihre Liebe zu Röschen und ihre Uneigennützigkeit und fürchteten mit Recht, die Nachwelt werde, wenn sie von diesem merkwürdigen Ereignisse spreche, sie beide als gewöhnliche, gekrönte Häupter beurtheilen, welche die Menschen, mit denen sie zu thun haben, nicht zu unterscheiden, ihre Verdienste und Bedeutung nicht zu erkennen verstehen. Diese Gedanken quälten besonders den König, der sehr verdrießlich über das Alles war; die Königin dachte immer nur an ihr Röschen, verzweifelte, sie nie mehr sehen zu können, weinte und schluchzte laut und fiel ein über das andre Mal in Ohnmacht. Nachdem sie von dem Unglücksort Abschied genommen, zogen sie auf ein andres Schloß und legten lange Trauergewänder an, denn sie betrachteten ihr Kind als für sie gestorben. — Die Königin überlebte ihren Kummer nicht lange; der König erreichte ein sehr hohes Alter, denn er herrschte von jener Zeit an noch fünfzehn Jahre. Lange zweifelte er, wem er zu seinem Nachfolger im Reiche erwählen solle, da kam er auf den Gedanken, die gute Fee Feintraut um Rath zu fragen, und bestimmte danach kurz vor seinem Tode den Sohn eines benachbarten, nicht sehr mächtigen, aber weisen und geliebten Königs zu seinem Thronerben.

Dieser junge auf den Thron erhobene Prinz wurde später ein großer Kriegsheld; er eroberte andere Königreiche, und als seine Eltern starben und ihm auch sein Erbland hinterließen, wurde er einer der mächtigsten Könige; auch er hatte einen Sohn, welcher vier und fünfzig Jahre nach dem Hintritt von Röschens Vater den Thron bestieg. Dieser war kein großer Eroberer, aber ein weiser Regent, ließ es sich nur angelegen sein, die Eroberungen der letzten Zeiten zu befestigen, die Grenzen seines Reiches durch die friedliche und festlich gefeierte Eroberung einer Königswittwe, welche ihm auch ihr Königreich als Mitgift zubrachte zu erweitern; so gab es nunmehr keinen mächtigen König, als ihn. Seine Gemahlin, die reiche Königin, gebar ihm einen Sohn und erfüllte dadurch sein sehnlichsten Wunsch. Auch er kam auf den Gedanken, die Feen zu Gevatter zu bitten, und da er die Geschichte von Dornröschen (so nannte man die Prinzessin seit jener Zeit) vernommen hatte, gab er seinem Seneschall die strengsten Befehle, keine Fee, weder jung noch alt, bei der Einladung zu übergehen. Man wünschte eifrig, die alte Fee, welche damals die schöne rosa Crystall-Spindel geschenkt hatte, einladen zu können, um sie mit Höflichkeiten zu überhäufen; sie aufzufinden, war jedoch alle Mühe des Seneschalls vergebens. Der alte Thurm, den sie ehemals bewohnt hatte, war fort, niemand wußte, wie er verschwunden war, und nicht die leisesten Spuren verriethen den Ort, wo die Väter der jetzigen Generation die alte Fee hatten hausen sehen, so wenig, als irgend Jemand sagen konnte, wo sie jetzt sich aufhalte, und was aus ihr geworden sei. Der Seneschall mußte also die Hoffnung aufgeben, ihrer habhaft zu werden, lud dagegen alle Feen ein, die im Lande bekannt waren. Die gute Feintraut,

immer noch die Patronin der armen Leute, wurde zu allererst eingeladen, weil die hohe Achtung, in welcher sie stand, ihr großen Einfluß auf die übrigen Feen sicherte; ihre erste Jugendblüthe war allerdings nun schon vorüber, denn sie war viel über hundert Jahre alt, aber sie blieb immer so aufgeweckt, lieblich und lustig, daß man sie noch die jüngste von Allen hätte nennen mögen. Da sie vorher wußte, daß der neugeborne Prinz Röschens Gatte werden würde, so bat sie alle Feen-Geatterinnen, ihre Freundinnen, ihn ja recht reich zu begaben. So wurde er denn ein sehr vollkommener und ihres lieben Patrchens würdiger Prinz. Da sie ihm großen Muth zum Taufgeschenk verliehen hatte, damit es ihm nicht fehlen könne, wenn er den bezauberten Wald zu durchschreiten habe, um zu Dornröschens Schloß vorzudringen, so zeichnete er sich von frühesten Jugend durch große Kühnheit aus und wurde von Allen „Prinz Tapfer“ genannt. Feintraut hatte dafür gesorgt, daß Dornröschens Geschichte nicht in Vergessenheit gerathe, und hatte das Wachsthum der Bäume, welche das Schloß umgaben, nur bis zu einer gewissen Höhe gedeihen lassen, so daß man die Zinnen der Burg immer noch über sie hinausragen sehen konnte. Prinz Tapfer wohnte fünfzig Meilen von dort im Palaste seines Herrn Vater des Königs und seiner Frau Mutter der Königin und hatte oft von dem bezauberten Schloß sprechen hören; seine Wärterinnen, seine Pagen und Spielgefährten hatten ihm so viel von Dornröschen, von ihren Gaben der Klugheit, Tugend und Anmuth, von ihrer unvergleichlichen Schönheit und besonders von ihrer Kunst, alle Herzen zu fesseln erzählt, daß seine Phantasie sich mit nichts anderem beschäftigte, und daß er überzeugt war, nie ein anderes weibliches Wesen lieben zu können, als sie. Er wurde ein eifriger Jäger, bloß weil er dachte, auf seinen Streifzügen einmal das verzauberte Schloß entdecken zu können und dann Dornröschen heimzuführen. Von seinem sechszehnten Jahre an gewöhnte er sich nach allen Richtungen hin die dichtesten Wälder zu durchstreichen, aber noch nie war ihm etwas aufgestoßen, das wie ein Zauber ausgesehen hätte. So war er endlich vier und zwanzig Jahre alt geworden, ohne seinen Wunsch aufzugeben, an dem er im Gegentheil fester als je hielt, und keinen Thurm, kein Schloß, keine Ruine, keinen Taubenschlag undurchstöbrt ließ, so daß jeder männiglich über diese absonderliche Liebhaberei in einem sonst so weisen und wackern Prinzen sich verwundern mußte. Eines Tages, als er wie gewöhnlich auf die Jagd gegangen war, erblickte er hinter einem Walde, der ziemlich nahe zu liegen schien, die Zinnen eines Schlosses, das er nicht kannte. Als bald erkundigte er sich, wer dort wohne, und da Niemand aus seinem Gefolge es ihm sagen konnte, und Jeder sich damit entschuldigte, daß diese Gegend von dem gewöhnlichen Aufenthalte des Königs und seines Hofes schon sehr entfernt liege, so beschloß der Prinz nach dieser Richtung hin weiter zu jagen, und sich dort bei den Bewohnern des Schlosses Mittags zu Gaste zu laden. Es wurde denn fröhlich weiter gewandert und hie und da ein Thier erlegt, wie es gerade

in den Schuß kam, eine wilde Ente im Sumpf, ein Haase im Dickicht, oder eine Lerche in hoher Luft, ohne darauf zu achten, ob jetzt gerade die rechte Zeit zum Jagen dieses Wildes sei. Mancher von den lustigen Gefellen verschöß seine Pfeile nach Sperlingen, ein anderer nach alten Krähen die sich auf die Zweige irgend eines knorrigen Baumes gesetzt hatten, und man gab kaum Acht darauf, daß der Weg nur länger wurde, je weiter man ging. Endlich rief der jüngste Page: „Seht die Sonne steht schon hoch am Himmelbogen, und wir nähern uns noch immer nicht den Zinnen des Schlosses, wie wohl wir schon seit acht Stunden darauf zu gehen.“ Der Prinz antwortete, daß Schloß habe ihnen näher geschienen, weil die Lust an dem schönen Tage so klar sei, aber sie würden es trotzdem wohl bald erreichen. Noch zwei Stunden vergingen, und noch immer rückte das Schloß nicht näher; Niemand wagte aber, den Prinzen darauf aufmerksam zu machen, da er es ohnedieß nun selbst mit wachsendem Erstaunen erkannte, und längst den Andern voraus war, um nicht durch ihre Klagen über Hunger und Müdigkeit gestört zu werden. So eilte er vorwärts, ohne sich umzuwenden, bis die Sonne schon tief stand, und die Thürme noch eben so weit in die Ferne gerückt blieben, als am Anfang der Reise. Nun wollte er einige Worte mit seinem Gefolge wechseln, sah aber, daß es sich bedeutend verringert hatte; man sagte ihm, daß Viele vor Hunger und Durst unfähig geworden wären ihren Dienst länger zu erfüllen, und in naheliegenden Dörfern ruhten, andere, ihrem Prinzen treuere Diener vor Müdigkeit am Wege hingsunken seien. Nur Wenige waren noch um ihn versammelt und als der Prinz sah, daß sie Alle von der Hitze erschöpft waren, befahl er ihnen, da die Sonne schon ihrem Untergang zueilte, in einer kleinen Stadt, deren Thürme man unfern des Weges erblickte, seiner Rückkehr zu harren. Vier von den Rittern aber, die rüstiger und treuer als die andern, wollten sich nicht von dem Prinzen trennen und haten mit ihm gehen zu dürfen, wobin immer sein Fuß ihn trage. So setzte der Prinz mit ihnen den Weg auf das Schloß zu fort, welches immer ganz nahe schien, doch immer unerreichbar blieb. Er fühlte nicht Hunger und Durst, noch Ermüdung und rannte mehr als er ging, worüber man übrigens nicht erstaunen darf, da ihm ja die gute Feintraut dazu Kraft verliehen hatte. Endlich wandte sich der Prinz zu den vier Rittern und sagte, wie seltsam es sei, daß sie auch den ganzen Tag, seitdem sie den Weg angetreten, noch keiner Menschenseele begegnet wären: keinem Ritter, keinem Landmann, keinem Jäger noch Schäfer, keinem zu Pferd und zu Fuß, weder Esel noch Maulthier, weder Weib noch Mann, die sie um Kunde von diesem wunderlichen Schloß hätten fragen können. Er hatte aber kaum diese Worte verlauten lassen, als sie aus der Tiefe des Waldes, in welchen ihr Pfad nun einzulenken schien, einen Greis hervortreten sahen. Der Prinz eilte rasch auf ihn zu, um ihn zu fragen, was denn das für ein Schloß sei, dessen Zinnen dort über die Bäume hervorragte? „O, lieber Herr, sprach der Alte, ihr müßt wohl recht weit herkommen,

daß Ihr nicht wißt, was Euch dreißig Meilen in der Runde jedes Kind sagen kann, daß dies die Zinnen von Dornröschens Schloß sind.“ „Wie! rief der Prinz, und wurde wie Feuer und Flamme, das ist Dornröschens Schloß? O, welch' ein Glück! Ich eile hin!“ „O lieber Herr, laßt Euch davon nichts träumen, da könnt Ihr nimmermehr hingelangen, es liegt ein Gürtel von Wald und Dornen um das Schloß, und man erzählt sich entsetzliche Dinge von den reisenden Thieren, die sich im Dickicht aufhalten.“ Es war die Fee Feintraut, die sich in diese Verkleidung gesteckt hatte und solchergestalt zum Prinzen sprach, weil sie wußte, daß dies die beste Art sei, ihn zu dem Unternehmen aufzureizen, das sie von ihm bestanden zu sehen wünschte. „Mit meinem Schwert werde ich die Dornen durchbrechen, und die Thiere tödten!“ rief der Prinz aus, indem er die Waffe aus der Scheide riß und mit der Klinge die Luft durchschnitt. „O das sind Worte und Hiebe in den Wind,“ rief der Alte laut lachend, als verhöhnte er den Prinzen; „Euer Schwert wird die Dornen nicht durchbrechen; tausend Holzhauer mit den schärfsten Aexten würden noch keinen Zweig krümmen, denn der Wald ist von einer Fee verzaubert und weder Eisen noch Feuer hat soviel Macht, als ein Wort aus Feenmund.“ — Einer der vier Ritter erinnerte den Prinzen, daß schon die Dämmerung herannahe, daß im Wald die Nacht über sie hereinbrechen werde und dann die größten Gefahren zu befürchten sein. „Mich schreckt keine Gefahr, ich werde allen Hindernissen trogen, um sie zu erringen, welche die schönste der Frauen ist, wie die Rose die schönste der Blumen,“ rief der Prinz, und hatte kaum diese Worte geendet, als er, von Feintrauts geheimer Hülfe gestärkt, mit solcher Kraft und Schnelle in den Wald eindrang, daß er wie ein Blitz vor den Augen seiner Gefährten verschwand. — Diese huben an, den Alten derb auszusprechen, daß er dem Prinzen Hirlesanz vorgeflunkert habe, und daß seine erhitze Phantasie ihn nun in die größten Gefahren stürzen werde, und sie waren schon nahe daran, ihn durchzuprügeln, hätte der Alte sie nicht mit guten Worten zu beruhigen gewußt, und ihnen versichert, daß durchaus keine Gefahr im Walde zu befürchten sei, daß schon Viele den Weg gesucht hätten, ohne Schlimmes zu erleben; und daß der liebe Herr, wie er den Prinzen nannte, bald zurückkehren würde, nachdem sich ihm die Ueberzeugung aufgedrungen habe, daß die Dornen undurchdringlich seien. Feintraut hatte heute am hundertjährigen Tage von Röschens Zauberschlaf, in dem sie der Macht der bösen Fee wieder enthoben werden konnte, dem Prinzen und seinen Gefährten in einer Entfernung von dreißig Meilen ein Bild der Burg Dornröschens vorgespiegelt, um sie hierher zu locken, und hatte Alles so zu lenken gewußt, daß der Prinz allein in den Wald eindränge. Sie bot den vier Rittern Labung und Mast in einer nahegelegenen, von Bäumen verdeckten Hütte bei gastfreundlichen Köhlern an. Diese reichten ihnen Eier, Milch, Schwarzbrot, und breiteten ihnen ein gutes Lager auf Moos und Haidekraut; nach dem genossenen einfachen Mahl, das die Ritter nach so manchen Mühseligkeiten

den reichsten Tafelfreuden ihres Königs vorzogen, beschloffen sie nur kurze Zeit zu ruhen, und dann den Prinzen im Walde zu suchen, wenn er nicht vor Mondaufgang zurückgekehrt sei. Ihre Müdigkeit trug aber einen so glänzenden Sieg über ihre guten Vorsätze davon, daß sie zum großen Erstaunen der Köhler, die wie gewöhnlich vor Tagesanbruch aufstanden, zwölf Stunden in einem Fortschlafen, so daß Jene sie für todt gehalten hätten, weil sie noch liegen blieben, als die Sonne schon längst den Thau vom letzten Grashalm weggeküßt hatte, wenn nicht ihr tapferes Schnarschen weithin in die Runde tönend Zeugniß für ihr Leben gegeben hätte. — Der Prinz war während der Zeit mit gezogenem Schwert in den Wald gedrungen, wo die Sonne einen Glanz verbreitete, als wären alle Bäume von Gold gewesen. Er ging gerade auf die Thürme zu, die er zu seiner Rechten liegend bemerkt hatte. Anfangs erblickte er nur alte, sehr alte, aber spärlich vertheilte Bäume, auf einer sammetteppichartigen Moosdecke, die mit kleinen rothen Blumen gestickt war. Der Prinz flog mehr als er ging, um endlich zu der unübersteiglichen Dornenmauer zu gelangen, aber so weit auch er ging, nirgend wollte sie seinem Blick sich zeigen. Er bemerkte vielmehr, daß je weiter er vordrang das Wachsthum der Pflanzen umher zusehends an Wildheit abnahm; der Wald wurde immer mehr wie ein Garten, und zwar ein Garten, wie man sie nun nicht mehr anlegte, aber wie man ihm die vor vielen Jahren üblich gewesene Art geschildert hatte. Dies setzte ihn in großes Erstaunen, denn er hatte von Kindheit an fest an das geglaubt, was ihm heute noch der Greis gesagt, daß Dornröschens Schloß mit einem finstern undurchdringlichen Dornenwald umgeben sei. Aber Feintraut hatte, sobald der Prinz Tapfer den Wald betrat, durch einen Wink ihres Zauberstabes alle Bäume, Büsche, Wurzeln, alles Gestrüpp und wucherndes Unkraut entfernt, die auf ihr Geheiß vor hundert Jahren sich um ihr Schloß gelagert hatten, und Schloß, Alleen, Gärten und Gänge zeigten sich ganz so, wie sie sich den in Schlummer sinkenden Augen Dornröschens zuletzt gezeigt hatten. Der Prinz gelangte endlich in die große Allee, an deren Ausgang das Schloß lag. Die Pforten waren offen und Gardien auf der Wache, als wenn ein König und eine Königin hier wohnten, wie immer. Der Prinz war ergriffen von der Majestät des alten Gebäudes, und er sah aus ihm sogleich, daß nur königliche Pracht einen solchen Wohnort schaffen konnte. Die Fenster glänzten wie Freudenfeuer in den Strahlen der Sonne. Im Hof, in den Alleen und auf den Terrassen waren Menschen, aber Jeder schlief unbeweglich auf dem Platz, den er eingenommen, als die Zauberin den Stab geschwungen. Der Prinz überschritt den Hof und rüttelte an den Wachen, verzweifelte aber an der Möglichkeit sie zu erwecken, und begriff bald, daß nur Röschen durch das Erheben ihrer Augenlider das Schloß aus dem Zauberbann zu lösen vermöchte; ohne sich deshalb weiter zu bekümmern, was rechts oder links von seinem Wege sich zeigte, ging er auf die große Mittelstiege zu und

eilte durch eine Menge in einander gehender Säle, die alle sehr prächtig, mit großen venetianischen Spiegeln, Marmorgetäfel, schweren Vorhängen und vielen Kronleuchtern in einem Geschmack geziert waren, der sich sehr merklich von dem in dem Palaste seines Herrn Vaters, des Königs, und seiner Frau Mutter, der Königin herrschenden unterschied. Der Prinz, in seiner Ungeduld Röschen aufzufinden, durchslog nur alle diese Räume und blieb zuletzt in einem kleineren Saale als die anderen, vor einer geschlossenen Thüre stehen. Hestig wallte sein Blut, denn er ahnte, daß dies das ersehnte Gemach sei. Dem Oeffnenden drang Duft von Jasmin, Rosen und Maiblumen entgegen, so stark wie nie in seinem Leben; er kam aus den Sträußen in den Basen, und aus den Knospen, Blättern und Zweigen, die auf dem Boden, wohin Röschen sie geworfen, hundert Jahre lang fortgeblüht hatten. Er sah das Spinnrad und die Schildkrotspindel mit Perlmutter, denn die schöne rosa Crystallene Spindel war, als ein Zauber mit all ihren Splittern verschwunden, sobald die Zeit der Verzauberung zu Ende ging. Er sah auch den kleinen Lieblingshund der Prinzessin mit seinen langen seidnen Ohren in einem großen blauen Samtessel ganz trefflich gebettet; der kleine Glückliche hatte die Katastrophe gar nicht mit erlebt, denn er hatte schon selig geschlafen, als das Unglück geschah und das Zauberwort gesprochen wurde. Der Prinz war so geblendet von dem in das blaue Gemach hereinstrahlenden Licht, und so von Freude durchschauert, daß er sich schon im Paradiese wähnte; sein Herz schlug so laut, so laut, daß es den Schlag der großen Pendeluhr übertönte, die nun auf ihrem Ramine wieder zu gehen anfing und gerade sieben Uhr schlug, also dieselbe Stunde, in welcher vor hundert Jahren die schöne rosa Crystallene Spindel zerbrach. Vor seinen Augen verschwamm Alles, wie ein Traum; nirgend wagte er lange mit den Blicken zu haften, so unruhig und bewegt war er. Endlich trafen die trunkenen Augen das von himmelblauem Atlasvorhängen mit Spitzen wohl verwahrte Lager — und auf diesem Lager ruhte Röschen unter dem mit Blumen, als wären sie eben gebrochen, wundervoll gesticktem Schleier in der bildschönsten Stellung von der Welt. Ihre Wange lehnte an der rechten Hand, und ihre Augenlider schimmerten so durchsichtig, daß man wie hinter einem leichten Mouselin die Farbe ihrer Augen zu erkennen vermochte, die ganz betthimmelblau waren. Der Prinz, vor Seligkeit und Bewunderung auf seine Knie sinkend, stieß einen Freudenschrei aus, vor dem er selbst in dieser lautlosen Stille erschrak. Aber Röschen erwachte nicht, obgleich ihr Schlummer so leicht schien, als ob nach der Berührung nur eines Fliegenfüßchens diese durchsichtigen Augenlider sich hätten aufschlagen müssen. Darum erhob sich der Prinz und rief; „Schönste der Schönen, die Du durch mich neu zum Leben erwachen sollst, ich schwöre Dir, daß ich nur ewig Dich lieben will, daß Du meine Königin und Gemahlin werden sollst und daß ich Dich auf Bräutigamsarmen weit wegtragen will von diesem verzauberten Schlosse“. Mit diesen

Worten eilte er auf sie zu und schlang die Arme um sie, als wollte er sie emporheben, und als er sich über sie beugte, zog er sie, geblendet von so viel Schönheit, in fester Umarmung an Herz und Mund; da öffnete Röschen die Augen, und als sie zwei andre so nahe den ihrigen erblickte, ließ sie einen höchst melodischen kleinen Schrei hören. Als bald aber faßte sie sich, nahm ihre ganze Geistesgegenwart zusammen und sprach zum Prinzen, als wenn sie nicht vor hundert Jahren, sondern vor einer halben Stunde eingeschlafen wäre: „Du also wirst mein Gemahl sein, denn die Fee Feintraut hat mir versprochen, daß ich nur von Dem geweckt werden sollte, der mir ewige Liebe schwöre.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als Fee Feintraut selbst eintrat, die von Prinz Taysfer und Röschen wie eine liebe zärtliche Mutter empfangen wurde, und dem jungen Paar verkündigte, daß alle Personen und Dinge, die seit hundert Jahren geschlummert hätten, seit Röschen die Augen aufgeschlagen, wieder zu neuem Leben erwacht seien, und daß sie nun als Bathin Röschens Eltern vertreten und die nöthigen Anordnungen zu ihrer Hochzeit treffen wolle. Prinz Taysfer dachte nicht einen Augenblick daran, die Einwilligung seines Herrn Vaters, des Königs, und seiner Frau Mutter, der Königin, einzuholen, denn durch seinen Schwur hatte er sich unauflöslich mit ihr verbunden, und da Röschen die Erbin eines der Königreiche war, die seine Familie in Besitz genommen hatte, so ging hier die Politik mit dem Herzen Hand in Hand, was wohl etwas eben so Seltenes genannt werden dürfte, als ein hundertjähriger Schlaf. Fee Feintraut künzelte, und die eintretende Jose Röschens war ganz erstaunt, eine mit Diamanten bedeckte Fee und einen bildschönen Jüngling bei ihrer Herrin zu finden. Man sandte sie nach dem Oberkaplan des Palastes, und da erzählte sie auf dem Wege Alles, was sie gesehen, Niemand begriff aber ein Wort davon. Fee Feintraut machte dem Kaplan die nöthigen Erklärungen und bat ihn, den Seneschall zu beauftragen, die Vermählungsfeier auf zehn Uhr zu richten, wonach das Hochzeitsmahl bis Mitternacht dauern solle. Dornröschen legte einen prächtigen Brautanzug an, wie es einer Königstochter und einem Königssohne zukommt; sie funkelte vom Feuer unzähliger Juwelen, und wurde nach der Anordnung der Fee Feintraut in der Schloßkappelle mit großem Prunk und in Gegenwart von mehr als zweihundert Personen vermählt. Die Fee führte bei Tafel mit vieler Anmuth den Vorstß, und nach beendigtem Mahle wurde das hohe Paar in das ihnen bereitete Gemach geführt, wo die Oberhofmeisterin den Vorhang über ihnen zusammenzog. Am andern Morgen ganz in der Frühe stellte sich Feintraut noch einmal ein, um ihnen das Geleit zu geben. Dornröschen bestieg einen schönen Zelter und Prinz Taysfer ein Reitroß; beide waren aber mit so altmodischem Sattelzeug und Geschirr bedeckt, daß er sich nicht des Lachens enthalten konnte, wenn er sich in diesem Aufzuge ansah. Dornröschens Erscheinung aber hatte durchaus nichts Lachen-erregendes, denn abgesehen von ihrer Gabe immer zu ge-

fallen, war auch ihr Anzug in so schöner Uebereinstimmung mit der Bedeckung des Pferdes, daß sie sich wie ein schönes Bild aus alter Zeit ausnahm. Alle Insassen der Burg wollten sie begleiten, um sogleich zu sehen, was in hundert Jahren aus der Welt geworden sei. Am Saum des Waldes nahm Feintraut von dem hohen Paar Abschied, willigte in ihr inständiges Bitten, Rathin ihrer Kinder zu werden, und verschwand. Als der Zug an der Köhlerhütte vorüber kam, schnarchten die vier getreuen Ritter des Prinzen noch immer, wurden aber nun vom Wiehern und Stampfen der Kasse erweckt, und wollten ihren Augen nicht trauen, als sie ihren geliebten Prinzen an der Seite einer schönen, jungen Prinzessin, die aber nach urgroßmütterlicher Mode gekleidet war, erblickten. Der Prinz Tapfer setzte sie von dem Borgefallenen in Kenntniß und sandte sie in gestrecktem Galopp voraus, um den König seinen Herrn Vater und die Königin seine Frau Mutter zu benachrichtigen, daß er Dornröschen als Gemahlin heimführe. König und Königin empfingen diese Kunde mit größter Befriedigung, und waren entzückt die Tochter des Königs, dessen Reich sie besaßen, ihre Schwiegertochter zu nennen, wodurch im Voraus jeder Erbfolgestreit geschlichtet und in Güte beigelegt war. Mit großem Gefolge und vielen Feierlichkeiten begrüßten sie den Sohn und seine Gemahlin am großen Hof des Palastes, und umarmten Dornröschen auf's Herzlichste und voll Freude über ihre Schönheit, Anmuth und ihre Gabe zu gefallen. Prinz Tapfer und Dornröschen bekamen zuerst eine Tochter, die Morgen schön genannt wurde und dann einen Sohn mit Namen Sonnenklar, denn es waren die schönsten Kinder, die man auf der Welt sehen konnte. Fee Feintraut hielt sie über die Taufe. Prinz Tapfer und Dornröschen folgten ihren Eltern in der Regierung, herrschten weise und fromm, lebten lange, bekamen viele Kinder und waren sehr glücklich.

(Zweiter Theil folgt.) *

Waldruh.

Von

Moriz Horn.

Im weiten Forst, beleuchtet von dem Lichte
Des vollen Mondes, wandelt Ruh.
Vertraulich nur nickt dort die schlanke Fichte
Der Edelkranz zu.

Setzt, sicher vor des Jägers blutigem Speise,
Tritt aus dem Hag der Hirsch und schaut
Voll Stolz sein Bild im Quell der Waldeswiese
Vom Moose überbaut.

Das schlanke Reh mit hochgespitzten Ohren
Lauscht ängstlich, wann ein dürr Geäst,
Das zitternd schon der Baum im Herbst verloren,
Sich raschelnd hören läßt.

Und wie ein Bolzen schnellst vom straffen Bügel,
So eilt es ohne Unterlaß,
— Die Angst giebt seinem schlanken Laufe Flügel, —
Hin durch das Haidegras.

Die Menschen sagen, daß sie recht verstanden,
O Waldruh deine Poesie?
Sie, die das wilde Morden Jagdlust nannten,
Erkannten dich noch nie.

Sie meinen wohl, des Speeres scharfe Schneide
Durchbringe nur des Wildes Herz:
Was wissen sie von deinem schweren Leide,
Was sie von deinem Schmerz.

Sie sehen nicht, wie du in Kümmernissen
Am Lager kniest, auf dem im Weh
Der Todeswunde, die sein Herz zerrissen,
Im Moosbett stirbt ein Reh.

Sie hören nicht, wie du, sein stilles Wimmern,
Wenn fragend es zum Himmel blickt:
„Was hast du mir, dem kaum zwei Denze schimmern,
Des Todes Pfeil geschickt?“ —

Und wenn ihr seht die grauen Nebel brauen,
Aufsteigen aus des Waldes Grund,
Da glaubt ihr nur Alltägliches zu schauen, —
Der Wald giebt seine Schmerzen kund!

Denn Thrärentücher sind es, jenes Leides Hülle,
Das durch den Wald laut klagend geht,
Das eine Seele nur in ihrer Götterfülle,
Des Dichters Seele recht versteht!

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung.

* * Alfred Meißner ist gegenwärtig wieder mit einem Drama beschäftigt, nachdem er sich in letzterer Zeit dem Roman und der Novelle zugewendet hatte. Nach den Bühnenerfahrungen, die Meißner mit „Reginald Armstrong“ und dem „Prätendenten von York“ schon gemacht hat, ist von ihm Bedeutendes zu erwarten.

* * Oskar von Redwitz hat uns die trostliche

Perspektive eröffnet, daß wir von ihm nächstens wieder eine Tragödie „Thomas Morus“ zu erwarten haben, welche das colossale Fiasco der „Sigelinde“ wieder vergessen machen soll.

* Julius von Rodenberg, dessen „Waldmüllers Margreth“ ungewöhnlich glückliche Erfolge als ein Erstlingswerk gehabt hat, vollendete noch im verflossenen Jahre ein zweites Liederspiel, dessen Erscheinen auf der Bühne in Aussicht steht. Ob Marschner oder ein An-

derer die Musik dazu componirt, wissen wir nicht. Der Dichter ist, wie wir bereits gemeldet haben, zur Zeit auf einer englischen Reise begriffen.

* * Franz Bacherl hat sich „auf vielfaches Drängen“ entschlossen, seine „Eruosker in Rom“ im Buchhandel erscheinen zu lassen. Der Verleger wird hierdurch sehr Viel, die Literatur Nichts gewinnen als — eine warnende Erinnerung an die Verirrung des Geschmacks und die Verwirrung des Urtheils, im Jahre des Fortschrittes 1856.

Epische Dichtung.

* Rudolph Gottschalls „Sebastopol“, das vor einigen Wochen in Breslau (Verlag von Trewendt und Granier) herausgekommen ist, findet nicht den enthusiastischen Beifall, den man anfänglich erwartet hatte. Es scheint, daß die zweifelhafte Theilnahme des Publikums an dem besungenen Stoff selbst hieran die Schuld trägt. — Ein Epos sind Gottschalls „Dichtungen“ nicht, — mindestens kein Epos in dem Style, wie der Dichter eines im „Carlo Zeno“ geschaffen. „Sebastopol“ besteht vielmehr aus einer Reihe mitunter meisterhaft ausgeführter Schlacht- und Lager-scenen, die nur locker verbunden sind, deren einzelne sich sogar zu ganz selbstständigen Romanzen gestalten. Eine der schönsten dieser Art („die Tataren“) werden wir den Lesern der „Abend-Zeitung“ in einer der nächsten Nummern mittheilen. Wenn wir somit unser wärmstes Interesse für diese Schöpfung des genialen Dichters aussprechen und dasselbe auch unsern Lesern einflößen möchten, so können wir andererseits den Wunsch nicht verhehlen: Gottschall möge durch ein neues ächt episches Werk wie der oben genannte, noch viel zu wenig gewürdigte „Carlo Zeno“, die Zahl seiner Bewunderer nicht bloß erhalten, sondern auch noch vermehren.

Neue Belletristik.

* Die bekanntern weiblichen Romanautorinnen scheinen in diesem Jahre sämtlich mit neuen Werken heraustreten zu wollen. Ein Roman von Amely Bölte „Eine gute Versorgung“ betitelt, wird in nächster Zeit erwartet. — Louise Otto läßt einen neuen dreibändigen Roman „Zwei Generationen“ (Leipzig bei G. Hübner) im Laufe des Sommers erscheinen. — Gleichfalls wird ein neues Buch von Ida von Düringsfeld angekündigt.

* * Die, schon längere Zeit erwartete Novelle von Otto Ludwig „Zwischen Himmel und Erde“ ist soeben erschienen. Wir kommen ausführlich auf das vortreffliche Werk zurück.

Bildende Kunst.

* * Kaulbach hat sich erbotten, das neue Local des „Germanischen Museums“ in Nürnberg, die Kart-hause, mit einer Wandmalerei zu verherrlichen, und es ist nicht zu zweifeln, daß diesem patriotischen Beispiel auch andere hervorragende Künstler folgen, und mit Meißel und Pinsel zur würdigen Ausschmückung dieses, in seiner Art einzigen und prachtvollen Nationaltempels deutscher Kunst und Wissenschaft beitragen werden. So kann dann Nürnberg zu seinen alten Kunstwerken ein Denkmal der neuesten Kunst erhalten, und zwar um der alten Kunst willen, die ein edles Bestreben, deutsche Nationalität zu bewahren, hier stets geehrt und vor Zerstörung geschützt hat.

* * Moriz von Schwind, der das „Leben der heiligen Elisabeth auf der Wartburg“ in einer Reihe von Bildern so meisterhaft geschildert hat, vollendet eben ein Oelgemälde, das eine neue Scene aus dem Leben jener herrlichen Frau, im Auftrag der Großherzogin von Weimar, darstellt. Dieses Bild gehört, gleich Schwinds „Aschenbrödel“, zu den erfreulichsten Schöpfungen eines ächtdeutschen Künstlergemüths.

Deutsche Literatur in Italien.

* * Aus Rom wird der „Allgem. Btg.“ von ihrem geistvollen Correspondenten geschrieben, daß die ausländische Literatur immer mächtiger in Italien eindringe. Italienische Uebersetzungen deutscher Werke kommen größtentheils aus dem lombardisch-venezianischen Königreich, welches demnach den geistigen Rapport zwischen Nord und Süd seinem Beruf gemäß zu vermitteln beginnt. Ein poetisch begabter Schriftsteller in Rom übersetzt u. A. jetzt Bilmar's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur.“ — Ein Freund psychologischer Studien nahm das, von Sebastian Ruf unlängst erschienene Büchlein „Die Delirien“ (Innsbruck, bei Wagner) in Angriff. Man hat in Italien mehr Sinn für Monographien, als für vollständige Systeme, weshalb geistvolle Abhandlungen, wie die letztere, dort immer Anklang finden werden. — Der „Fechter von Ravenna“ wurde bereits als „Il Gladiatore di Ravenna“ übersetzt und der italienischen Literatur und Bühne von gewandter Feder ein-

verleiht. — Der fleißige und bewährte Uebersetzer deutscher Werke, P. Beverelli in Turin, hat die Uebersetzung von Theodor Mundt's „Katharina II. v. Rußland und ihr Hof“ vollendet. Desgleichen ist er mit einer Uebersetzung von „Servinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts“ beschäftigt, deren erster Band druckfertig ist.

Alpina.

* * Seit dem Beginn der Fremdensaison in der Schweiz erscheint in St. Gallen, unter dem Titel „Alpina“, ein Reisejournal für Alpenwanderer in der Schweiz. Jedenfalls ein höchst zweckmäßiges Unternehmen.

Correspondenz.

Magdeburg, Ende Juni.

(Unser Musikfest.)

Wir sind keineswegs gesonnen mit kritisirender Miene von den musikalischen Ereignissen unserer soeben beschlossenen Festtage zu reden, sondern wollen nur übersichtlich die Total-eindrücke schildern, welche Jeder nach seiner Individualität von solchen Genüssen mit sich heim nimmt. — Der Leser erwarte also nicht Kritiken auf den Regeln der Harmonielehre basirt oder Lamentos über verschlehte Tempis, noch auch Phrasen, womit man kalt sinnig und doch bombastisch diejenigen überschüttet, welche durch Triller und sonstige halbsprechende Kunstleistungen unser Erstaunen rege zu machen wissen. Wir betrachten die vorübergerauschten Freuden unter dem Brennglase der Empfindung und dabei fallen dergleichen Zufälligkeiten nicht ins Gewicht.

Das Fest begann in der St. Johanniskirche mit der großen C-dur Symphonie von Mozart. Lag es in einer Ueberschätzung der zusammengestellten Massen, oder in der Aufstellung des Orchesters hinter den zahlreichen Reihen der Sänger und Sängerinnen, genug, wir müssen gestehen, die Fülle von Tönen, die man bei solchen Vorbereitungen zu erwarten berechtigt ist, brach nicht siegend über uns herein. — Getäuschte Blicke und lächelndes Erstaunen war in aller Anwesenden Mienen zu lesen. Der Zauber des Werkes selbst löschte indeß nach und nach die stille Unzufriedenheit und man gewöhnte sich daran den verhallenden Klängen achtsamer, als sonst zu lauschen. — Mit dem Beginn der Schöpfung von Haydn hob sich sichtlich das Interesse des ganzen Publikums und es steigerte sich nach und nach bis zum Stadium des Enthusiasmus. Das Werk wurde vorzüglich executirt und brachte, unterstützt von der ausgezeichneten Direction des Herrn Kapellmeister Abt aus Braunschweig und den wahrhaft überraschenden Leistungen der Solosänger eine zauberische Wirkung hervor. Die Schöpfung gehört nun einmal zu den bevorzugten Lieblingsstücken des

allgemeinen Publikums und es scheint, man höre es stets mit gesteigerter Vorliebe. Frau Förster aus Dresden (Gabriel) blendete durch Präcision und Abrundung ihrer Coloraturen, welche von einer vortheilhaften Schule zeugten. Herr Meier aus Coburg (Urie) riß durch die Kraft seiner schönen Stimme die Zuhörer hin, und Herr Krause aus Berlin (Rafael) entzückte mit dem seelenvollen Klange seines wundervoll durchbildeten Organes. Wie sollen wir aber die Leistungen des Herrn und der Frau von Wilde aus Weimar, als Adam und Eva bezeichnen? Wir haben diese Parthien oftmals von ganz ausgezeichneten Sängern gehört, vielleicht sogar von großartigern Stimmen und in glänzenderer Manier, allein niemals so bedeutend in der Auffassung, in dieser leidenschaftlich weichen Hingebung und in der einfachen Wärme der Wahrheit, unterstützt und veredelt von einer entzückend reinen Intonation. — Auch was uns am zweiten Tage in der Central-Halle gespendet wurde, erregte das Entzücken des Publikums. Rauschender Beifall lohnte auch überall den Künstlern und den Künstlerinnen. — Wir können uns nicht entschließen Schritt für Schritt eine Kritik des zweiten Concerttages zu geben. Wer in dem weiten Raume der Central-Halle gefessen und die Leistungen der Virtuosen, der Sänger und der Sängerinnen bewundert hat, der wird doch unwillkürlich fühlen, daß hin und wieder ein Eindruck, der ihn damals entzückte, spurlos aus seiner Seele verschwunden ist, weil er eben glatt auf glatter Fläche war. Von einem bedeutenden Erfolge schienen für den Augenblick alle Leistungen. In der steigenden Aufregung sondirt man nicht und das eigene innere Leben verleiht mancher Production Reiz, die in nüchternen Momenten zusammenfällt. — Wir erwähnen nur flüchtig einer Erscheinung unter den Sängerinnen, die mit ihrem Vortrage das Herz in frohere Schwingungen zu bringen vermochte: Fräulein Michal aus Schweden. Von den anwesenden Virtuosen hörten wir an diesem Tage einen Violinspieler Herrn Singer und einen Violoncellisten Herrn Cosmann, Beide aus Weimar, und Beide vorzüglich. — Außerdem wurden drei Ouverturen zu Gehör gebracht. „Meeresstille und glückliche Fahrt“ von Mendelssohn begann den ersten Theil. Das Werk ist in Magdeburg schon zu einem Lieblinge erhoben, also seiner guten Aufnahme immer gewiß. Den zweiten Theil eröffnete die Ouverture zu „Santa Chiara“. Die Composition war uns und gewiß dem größten Theile der Zuhörer fremd, gewann sich aber sofort Freunde. Etwas zerstreut erschien das Publikum bei der dritten Ouverture zum „Nordstern“ von Meyerbeer, womit der Concertabend schloß. Es war eine gewisse Uebersättigung aus den beiläufigen Anmerkungen zu erschen, man fand dieses Musikstück „überflüssig.“ — Gehen wir nun zu dem dritten Tage, dem Glanzpunkte des ganzen Festes, über. Schon beim Beginn der Concerttage hatte sich durch die plötzlich eingetretene Krankheit des Herrn Litzolf, dem die Direction der neunten Symphonie übertragen worden war, ein gewisses Bangen für den glücklichen Erfolg der beabsichtigten Aufführung erhoben. Stimmen wurden laut, welche Befürchtungen aussprachen, und man begann seine Erwartungen bedeutend herab-

zustimmen. Alle Sorge schwand aber, als die Freudennachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt flog: Franz List sei als Gast des Festes in Magdeburg eingetroffen. Augenblicklich hoben sich die gesunkenen Hoffnungen und die Frage schwebte auf Aller Lippen; „Wird List sich entschließen die Direction zu übernehmen?“

Und er entschloß sich dazu! Mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit stürzte er sich in eine Thätigkeit, die nicht allein eine Reihe von Fatiguen sondern auch ein Risiko mit sich führte. Wir gehören keinesweges zu denen, die sich immer gern beeilen der menschlich geistigen Größe äußerlich Throne zu bauen, um sie blind und eraltirt mit Lorbeeren zu behängen, wir sind stolz genug, viel und mancherlei zu verlangen von dem, welchem wir uns huldigend beugen sollen. Allein wir sehen nicht an, dem laut und öffentlich den Preis zu reichen, dem er gebührt! Wenn man erwägt, in welchem Geiste Franz List die Elemente verstand, aus denen er eine Darstellung der großartigen Composition herausleiten und bilden sollte — wenn man bedenkt, daß ihm dazu nur eine einzige Probe und zwar eine Probe vor mehr als zweitausend Zuhörern, welche für Geld zugelassen worden waren, zu Gebote stand, so muß man über den Muth Lists erstaunen. Es lag ihm ob denen erst ein Verständniß der Composition zu eröffnen, die schon bereit standen sie wieder zu geben — es lag ihm ob, die Ideen des Componisten klar und verständlich aufzustellen, um dem Geiste derselben Eingang zu verschaffen und es lag ihm ob, ein zwar gut vorgebildetes, aber dennoch nur rekräftvolles Material mit Begeisterung für dies Werk Beethovens zu durchglühen, um es zu der verdienten Höhe hinauf tragen zu können. — Nur einer Individualität wie List konnte es beifallen sich in einen Kampf mit solchen Schwierigkeiten zu wagen und nur einem Geiste, wie List konnte es gelingen als Sieger aus diesem Kampfe hervorzugehn.

Das Concert begann mit einer Ode von Händel, einem seltsamen Werke mit einem holprigen Texte, dem man die schlechte Uebersetzung aus dem Englischen, worauf es ursprünglich componirt war, sogleich ansieht. Es enthält ein Lobpreisen der Macht der Harmonie und eine Weihe der verschiedenen Instrumente. Wir überlassen es der Kritik bewährter Musikverständiger sich darüber specieller zu verbreiten und begnügen uns mit der Erklärung, daß die Chöre ausgezeichnet eingelebt und die Solo vortrefflich vertreten waren. Frau Förster (Sopran) hatte abermals Gelegenheit, mit klangvoller Stimme ihre Fertigkeiten auf eine eclatante Weise zu produciren. Das Publikum war von ihren Trillern entzückt und sie schien keineswegs unzufrieden mit dem Publikum zu sein. Herr Neer, mit seiner unverwüßlichen Stimme, sicher und gewandt in jedem Vortrage, gab seiner Parthie ein gewisses Leben, das die steifen Fesseln der alten Composition etwas durchbrach. — Der Ode folgte, in merkwürdigem Gegensatz, die Ouverture zum „Freischütz“, welcher die frohsinnigste Anerkennung wiederfuhr. Dann folgte Herr Sin-

ger (Violine) mit einem ungarischen Nationaltanz von dem wir fürchten, daß er nicht den geringsten Effect gemacht hat, obwohl der Künstler ihn vollendet vortrug. — Von bedeutender Wirkung war aber das Duett aus der Wagnerischen Oper „Der fliegende Holländer“, ausgeführt mit Wärme und hinreißender Schönheit von dem von Mildeschen Künstlerpaare aus Weimar unter der Direction von Franz List. Den Schluß bildete die Symphonie. Wer nur irgend musikalisch befähigt war lauschte nun mit ganzer Seele und mit athemloser Spannung. Schon der erste wunderbar schöne Theil brachte uns die Ueberzeugung, daß wir nicht zu denen zählen, die dies Werk Beethovens unerklärlich und unverständlich finden. Unmusikalischen wird wohl jede Beethovenische Musik etwas Unbegreifbares sein und bleiben, allein wer sich mit diesem Heros der Musik von Opus zu Opus beschäftigt hat, wer ihm stufenweis bis zu den gesteigerten Graden von Melancholie und schmerzlicher Trauer gefolgt ist, die seine letzten Werke charakterisiren, der wird auch diese Symphonie, als Abglanz eines mit der Schwermuth fort kämpfenden Geistes, mit durchzufühlen vermögen und dem wird die Aufführung derselben ewig unvergeßlich bleiben.

Als Nachtrag des ganzen Festes war eine Matinée musicale angelegt; sie war mehr als ein Curiosum zu betrachten, weil sich darin ein Wettgesang sämtlicher Sängerinnen aus aller Herren Länder und natürlich in vaterländischer Sprache entwickelte. Man hörte portugiesisch, italienisch, norwegisch, schwedisch und deutsch und war entzückt über die reizenden Lieder. Herr Neer hatte sich dem Damenkampf angeschlossen und ein junger Schüler Lists, Carl Tausz, spielte ganz vortrefflich eine Polonaise von Chopin und die Berceuse von Litzloff. — Das Vorzüglichste dieses Morgenconcertes war ein Quartett von Schubert, ausgeführt von den Herren Singer, Walbrül, Stör und Hofmann, womit es endete und ein Quintett von Beethoven, ausgeführt vom Concertmeister Karl Müller mit seinen vier Söhnen, womit es begann. Das Letztere war von einem wehmüthigen Interesse für diejenigen, welche das berühmte Müllersche Brüderquartett in seiner vollen Kraft und Blüthe bewundert hatten und jetzt eine neue Generation, an ihrer Spitze den Altmeister, erblicken sehen. Mögen diese vier jungen Gebrüder Müller uns ersetzen, was die Hand des Todes in den letzten Jahren zerstört hat. Ihr Spiel zeigte, daß sie in würdiger Weise die Bahn dazu betreten haben. — Wir schließen diesen Brief, der nur ein bescheidener Vorläufer specieller musikalischer Besprechungen des schönen Festes sein soll, mit dem Wunsch, daß von jetzt an, durch Wiederholungen von solchen Musikaufführungen, die geistige Erhebung, welche sich sichtlich in dem Theile kund gab, den das Publikum an Allem nahm, befestigt werden möge. Magdeburg hat schöne Mittel dazu in sich, es kommt nur darauf an, sie in die rechten Hände zu bringen, so ist ein glänzender Erfolg ganz unzweifelhaft.

s.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.